

Das rote Brevier



Ein mystischer Roman

von

Ferdinand Runkel



DIESER DRUCK DIENT AUSSCHLIESSLICH DER
ESOTERISCHEN FORSCHUNG UND
WISSENSCHAFTLICHEN
DOKUMENTATION.

Für Schäden, die durch Nachahmung entstehen, können weder Verlag
noch Autor haftbar gemacht werden.

© Copyright: Irene Huber, Graz 2018
Verlag: Edition Geheimes Wissen
Internet: www.geheimeswissen.com



Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck und jegliche Wiedergabe durch jedes bekannte, aber auch heute noch unbekannte
Verfahren, sowie jede Vervielfältigung, Verarbeitung und Verbreitung (wie Photokopie,
Mikrofilm oder andere Verfahren unter Verwendung elektronischer Systeme) auch
auszugsweise als auch die Übersetzung nur mit Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-903139-87-9



Erstes Kapitel.

Der Zug von Bayonne war im Südbahnhof von Bordeaux eingelaufen. Die schwere Schnellzugmaschine mit dem blanken Messingleib stieß schwarze Rauchwolken aus und machte die düstere Schienenhalle noch finsterer. Die Wagentüren standen offen, Papier, Käserinden, Obstreste und leere Weinflaschen lagen in den Abteilen wüst umher, selbst in der ersten Klasse, denn der Zug kam aus Spanien, und die Fahrgäste hatten sich für die lange Reise reichlich mit Speise und Trank versorgt. Speisewagen kennt Frankreich nur in den Luxuszügen.

Auf dem Bahnhof wirbelte und sprudelte es von südlichen Leben. Spanier, Basken und Bearner drängten nach dem Ausgang. Ein Schwirren der verschiedensten Dialekte; das melodische Bearner Französisch herrschte vor, dazwischen klang das schwerblütige, zungenbrecherische Baskisch, das mit der leichten Bordeläuser Mundart zusammenstieß, wie ein flüchtiges Segelboot mit einem massigen Kohlenprahm.

Die Menschen schoben sich zum Büfett in den Wartesälen, es lockte der Apéritif, der goldfarbene Gauloise, süß und dickflüssig, der perlende Schaumwein, in schlanken Bechern geboten, Liköre in allen Farben, eine Auswahl, wie sie kaum ein anderes Land bieten kann als Südfrankreich. Es wurde getrunken und gelärmt. Die Männer, das blaue oder braune Berry schief auf dem Kopf, die rote Wollbinde um die Hüften geschlungen, die Frauen in bunten Blusen, die dunkeln Lockenköpfe mit fantastischen Seidentüchern umwunden, brachten gegenseitig ihre Gesundheit aus. Dazwischen schlurften die gewerbsmäßigen Bahnhofsbettler, Straßenhändler, Zeitungsverkäufer und Taschendiebe. Auf einer langen Bank, umgeben von seinem Gepäck, saß ruhig in dem lei-

denschaftlich bewegten Getriebe ein alter Abbé in abgetragener Soutane und betete unbeirrt sein Brevier. Das liebe Gesicht war auf das kleine schwarze Büchlein geneigt, das der breitrandige, vergriffene Plüschhut matt beschattete. Zwei Gendarmen zwängten sich durch das Menschendickicht und grüßten voll Ehrfurcht den betenden Priester.

Auf dem dreieckigen Platz vor dem Bahnhof spielte die Oktobersonne. Die elektrischen Straßenbahnen kamen an und gingen ab. Immer neue Menschen spie die große Seestadt aus oder nahm sie auf. In langen Säulen wanderten die Weinlesearbeiter, die auf allen Bahnhöfen ihre abgesonderten Unterkunftsräume haben, weil kein Reisender mit diesem Abhub von Wanderarbeitern in Berührung kommen will.

Farbige Soldaten kommen vom Exerzieren nach Hause, ein alter Oberst bleibt stehen und sieht ihnen kritisch nach, wie sie ohne Ehrenbezeugung schnatternd an ihm vorbeimarschieren. Der Offizier sieht mit seinen spitz, zulaufenden roten Hosen aus, als ob er auf zwei Regenschirmen stelte, ohne Säbel, mit einem koketten Stöckchen. Er langweilt sich in dem öden Südwesten. Für ihn ist Paris die Welt, Bordeaux, die Königin der Gironde, das Fegfeuer oder gar die Hölle selbst. Die Bordeläserinnen sind schön, zierlich, feurig, alles zugegeben, aber lieben kann nur die Pariserin. Gelangweilt misst er seine Schritte sorgfältig ab und klopft mit dem Stöckchen seine tadellose Hose.

Das ist ein Leben, wenn man in diese äußerste Provinz verschlagen ist, abgehalftert, erledigt. Und was hatte man für Hoffnungen. Alles begraben. Wer nach dem Südwesten versetzt wurde, war aus der Reihe der gut empfohlenen Offiziere gestrichen. Nun bog er in eine der Seitenstraßen ein, wahrscheinlich, um zum Lazarett zu gehen.

Aus dem Bahnhof trat jetzt Doktor Gernand heraus. Er blieb einen Augenblick stehen und starrte in das grell beleuchtete Gewühle des Platzes. Niemand beachtete ihn, selbst die Bahnhofs-mäuschen strichen achtlos an ihm vorüber. Sie sind sonst sehr scharf auf Deutsche. Es ist mal was anderes. Derbe Hausmannskost, eine gesunde Leidenschaft. Die Franzosen sind gleichgültig, lassen sich lieben und sind undankbar. Die Deutschen aber ... ja das sind noch Männer. Und im Südwesten Frankreichs schwärmt

man für das Männliche.

Aber an diesen Deutschen mit den seltsam unirdischen Augen, die im Ewigen suchen, traut sich keins der Bordeläser Mäuschen heran.

Er steht immer noch. Eine kleine flüssige Spanierin hat ihn jetzt aufs Korn genommen. Sie spricht ihn im reinsten Kastilianisch an. Doktor Gernand antwortet höflich und korrekt, wie es sich für einen Deutschen geziemt, der seinen Calderon im Original gelesen hat. Die Kleine lächelt ... ein wenig ironisch, ob eines altertümlichen Wortes, aber sie ist doch glücklich über den Fang und hängt sich ungeniert an den rechten Arm des Eroberten. Er lässt es geschehen. Nicht als ob er Gefallen an dem schwarzlockigen Ding mit dem schmutzigen Gelbgesicht und den dunklen Schlafaugen gefunden hätte. Nein! Menschen sind Schickungen. Wenn der Ewige ihm diese Magdalena in den Weg führte, so hatte er seinen besonderen Grund. Seinen Ratschluss durchkreuzen hieße sich dem Weltgang widersetzen.

„Wirst du lange in Bordeaux bleiben? Ich weiß ein niedliches Hotel ganz in der Nähe, ich wohne auch dort.“ Sie streift ihren neuen Begleiter mit einem abschätzenden Blick, und da sie seinen schlichten Reiseanzug bemerkt und die kleine Handtasche, so fügt sie hinzu: „Und sehr billig ... einen Franken mit Frühstück“

„Ich danke Ihnen, aber ich wohne im Grand Hotel de France.“

„In dem vornehmsten Hotel?“, fragt sie zweifelnd und wird dann ganz förmlich. „Das ist aber doch zu teuer für Sie.“

„Ich halte mich nicht lange auf.“

Er ist nicht ihr Gebiet, das sieht die kleine angeschmuddelte Spanierin jetzt ein und gibt seinen Arm frei, aber sie will doch etwas von der Begegnung haben:

„Wollen Sie mir nicht einen Aperitif bezahlen, schöner Herr?“

Gabriel Gernand sieht das Mäuschen von der Seite an, greift in die Tasche und reicht ihr ein Geldstück. Sie bedankt sich stürmisch und huscht davon nach dem Bahnhof hin, um das Geschenk in süßen Likör umzusetzen.

„Arme Menschenkinder“, spricht Gernand in sich hinein.

„Das Elend der Jahrtausende.“

Er hat den Johannes-Korso erreicht. Da drüben ist die Apotheke, wo er vor einem Jahre aus der Durchreise nach Spanien die vorzügliche Wundsalbe kaufte. Die Markisen sind herabgelassen, und die strahlende Oktobersonne lässt sie blütenweiß funkeln. Der Apotheker war ein freundlicher Mann, alle Apotheker in Frankreich sind freundlich. Sie verkaufen gerne Arzneien und ... Gifte, zögernd zwar, aber sie verkaufen doch. In keinem Land der Erde gibt es so viele Geheimmittel wie in diesem Weltwinkel, chemische und ... Amulette ... Wundsegen und Beschwörungen in den drei höchsten Namen und unter Anrufung der aller seligsten lieben Frau.

Und da gegenüber der Apotheke — Pharmazie steht in großmächtigen goldenen Lettern unter den Fensterbrüstungen des ersten Stockwerkes — ist ein kleines Restaurant. Die Küche von Bordeaux ist weit berühmt in dem schlemmenden Frankreich, und die Austern sind hier so billig wie in Deutschland die Miesmuscheln.

Doktor Gernand sieht nach der Uhr. Es ist Zeit zum Frühstück. Hüben, auf dieser Seite der Straße, ist Schatten. Die Oktobersonne sticht merkwürdig scharf, sie will die weißen Feigen zur vollen Süßigkeit heranreifen und die dunkelblauen Trauben im Medoc zu dem köstlichsten Wein kochen. Gesegnetes Land, aus dem die gütige Hand des Ewigen väterlich ruht.

Zwei kleine Marmortischchen mit sauberem weißem Damast gedeckt, stehen vor der Tür des Restaurants. Gernand nimmt an dem einen Platz und stellt sein Handkofferchen auf einen Stuhl neben sich. Drinnen lärmt es von spanischen Arbeitern, die um das flaschenreiche Büfett stehen und ein Glas nach dem andern leeren.

Der Wirt, der eine neue Runde eingeschenkt hat, bemerkt nun seinen fremden Gast und eilt auf die Straße. Gernand spricht sein Französisch fast ohne ausländischen Beiklang, trotzdem erkennt der Wirt sofort den Nordländer. Er war lange Jahre als Koch in Kopenhagen und vermutet einen Dänen, das graublaue Auge und das kurz geschorene Blondhaar, die leicht aufwärtsgerichtete Nase und der kurzgehaltene Schnurrbart haben ihn ge-